Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 44 (1968-1969)
Heft: 10

Artikel: Das heimliche Patriarchat
Autor: Roos-Glauser, Heidi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079107

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das heimliche

Von Heidi Roos-Glauser

In meiner Familie gab es einen Großonkel, der des gefürchteten Regimes wegen, das er bei sich zu Hause führte, eine Art legendärer Berühmt- oder besser Berüchtigtheit erlangt hatte. Man erzählte die verschiedensten Beispiele dafür, wie seine Befehle selbst in die allerpersönlichsten Bereiche von Frau und Kindern eingriffen. Beeindruckt hat mich immer die Sache mit den Haarbändern. Die vier Töchter des Onkels trugen, der damaligen Sitte entsprechend, ihr Haar zu langen Zöpfen geflochten, die unten von breiten Seidenbändern zusammengehalten wurden. Natürlich gingen diese Bänder oft verloren. Als Bankier nahm es der gestrenge Vater mit den häuslichen Finanzen besonders genau, und wenn er beim Überprüfen des Haushaltungsbuches auf den Posten «Haarbänder» stieß, setzte es nicht nur für die betreffende Tochter, sondern auch für die Mutter, die ihre Kinder zu wenig zur Ordnung anhielt, eine Szene ab. Um diese Szenen zu vermeiden, fing meine Großtante an, statt der gekauften Haarbänder jeweils einen unverfänglicheren Posten einzutragen, etwa «Zucker» oder «Mehl» . . .

Ich glaube nicht, daß es diese Art von Despotismus heute noch gibt, oder dann nur in ganz seltenen Ausnahmefällen. In meinem ganzen Bekanntenkreis wüßte ich keinen einzigen Mann, der auch nur entfernt Züge meines Großonkels aufwiese. Viele sind froh, wenn ihnen die Frau die Regelung der gesamten Finanzen abnimmt und sie sich nicht darum zu kümmern brauchen, und überhaupt lassen sie ihre Frauen in allen häuslichen Belangen gewähren, ohne viel dreinzureden. Kaum einem würde es einfallen, die verschiedenen Entscheide des Familienalltags ohne seine Frau zu treffen und etwa allein zu bestimmen, welche größere Neuanschaffung gemacht wird oder wo man die Ferien verbringt.

Es fällt mir aber auf, daß die Großzügigkeit vieler Männer ihrer Frau gegenüber nur gerade bis zur Wohnungstür reicht, oder mit anderen Worten, daß sie solange anhält, als sich die Frau innerhalb ihrer vier Wände bewegt. Hier darf sie tun und lassen, was sie will; heikel wird es jedoch, wenn ihre persönlichen Interessen sie außer Hauses führen.

Der unsichtbare Käfig

Eine Freundin von mir lud neulich fünf ehemalige Schulkameradinnen zu einem abendlichen Schwatz ein. Alle fünf haben kleine Kinder, sind tagsüber stark angebunden, und alle hatten beteuert, wie sehr sie sich freuten und wie sehr sie das Bedürfnis hätten, wieder einmal ausgiebig und ungestört zu plaudern. Als der besagte Abend kam, erschienen von den fünf Geladenen zwei. Eine mußte in letzter Minute absagen, weil der Gatte unerwartet Gäste nach Hause brachte (er hatte vom Vorhaben seiner Frau durchaus gewußt), eine zweite, weil ihr Mann plötzlich geschäftlich zu tun hatte und dazu das Auto brauchte, sie aber anders nicht in die Stadt gelangen konnte, und eine dritte blieb ohne Absage weg und erklärte hinterher ein wenig verlegen, sie könne einfach nicht gut fort abends, ihr Mann sähe das nicht gern. Er seinerseits verbringt mit großer Selbstverständlichkeit jeden Freitagabend am Stammtisch.

Patriarchat

Immer wieder bekommt man von Frauen — jeden Alters — im Gespräch etwa zu hören, wie sie dieses oder jenes schon lange gerne einmal täten. Meist handelt es sich dabei um bescheidene und durchaus realisierbare Wünsche. Die eine möchte vielleicht jeden Monat einmal ins Theater («mein Mann fragt dem Theater überhaupt nichts nach»), eine andere würde gerne zwei, drei Tage allein wegfahren, und eine dritte möchte einen Volkshochschulkurs über moderne Musik belegen. Aber: der Mann sieht es halt nicht gern . . .

Die Reihe der Beispiele ließe sich beliebig verlängern. Sie können durchaus harmlos sein. Jede Lebensgemeinschaft erfordert von allen Beteiligten eine große Rücksichtnahme auf die Eigenheiten der andern und Verzichte, die oft schwerer wiegen als nur der Verzicht auf einen vergnüglichen Abend. Eine Ehe ist noch lange nicht schlecht, nur weil der Mann seine Frau nicht gern allein ins Theater gehen sieht. So lange sie das als eine Besonderheit ihres Mannes akzeptieren und vielleicht sogar belächeln kann, im Bewußtsein, daß auch er ihre Besonderheiten akzeptiert, ist die Sache gewiß nicht tragisch. Wenn sie sich dagegen blindlings einfach fügt, nur weil er der Mann ist, dann kann diese Situation etwas Demütigendes haben. Und es scheint mir eine gewisse Gefahr darin zu liegen, daß der Frau mit der Zeit dieses «Mein Mann will es so» zur Haltung wird: mehr und mehr läßt sie sich vielleicht in ihrem Tun und Lassen davon bestimmen, was ihrem Mann genehm ist oder was sie zumindest denkt, es sei ihm genehm. Dabei büßt sie unter Umständen allmählich all ihre eigene Initiative und Unternehmungslust ein. Der Wille ihres Mannes wird zur Grauen Eminenz in ihrem Leben.

Es kann sein, daß es Frauen gibt, die sich dabei wohlfühlen. Andern verbaut es die Möglichkeit, ihre eigene Persönlichkeit voll zu entfalten. Und ich frage mich, ob nicht die Unzufriedenheit mancher Frau davon herrührt, daß diese Unfreiheit sie unbewußt bedrückt. Sie fühlt sich angebunden, eingeengt, ohne eigentlich zu wissen, warum. Der bloße Wunsch ihres Mannes hat einen unsichtbaren Käfig um sie herum errichtet — und sie selbst hat möglicherweise eifrig mitgebaut.

Der Eigennutz spricht alle Arten von Sprachen und spielt alle Rollen, selbst die der Selbstlosigkeit.

La Rochefoucauld

Der Bannkreis des häuslichen Herdes

Hinter dem Widerwillen, den manche Männer gegen all das bekunden, was ihre Frauen außer Haus führen könnte, angefangen von der kurzen Kaffeeplauderei bis zur Berufstätigkeit der Frau, mag oft bloße Bequemlichkeit stehen. Häufig jedoch hängt er wohl mit dem Machtanspruch des Mannes zusammen, der auf vollständigen und alleinigen Besitz der Frau ausgerichtet ist: er ist seines Besitzes um so sicherer, je besser er ihn von der Welt isoliert. Wahrscheinlich ist dieser Besitzesanspruch sogar bis zu einem gewissen Grad nötig, um den Bestand der Ehe zu garantieren. Wer von uns wünschte sich schon einen Ehemann, den es völlig gleichgültig läßt, ob wir daheim sind oder nicht!

Der Wunsch mancher Männer, ihre Frauen immer zu Hause, gleichsam im magischen Bannkreis ihrer persönlichen Ausstrahlung, zu wissen,

Es zischt und knallt und glüht . . .

Wenn auch noch ein paar Raketenstecken herausfordernd aus dem Papiersack herausguckten, so war doch das Klavier als höchster Punkt der Wohnung der sicherste Platz, um das Feuerwerk aufzubewahren. Zudem war der Gwunder unserer zwei Kleinen gestillt; sie hatten alles bewundert und gezählt, und nun brauchte man ja nur noch einmal zu schlafen bis zum 1. August.

Am andern Morgen werde ich von Geschrei geweckt, das unmißverständlich Unheil verkündet. Noch bevor ich die ersten Überlegungen machen kann, stürmen die Kinder ins Schlafzimmer: Mutti komm! Mutti komm! Gottseidank, beide sind da und ihrem Gebrüll nach heil und ganz. Ich werde aus dem Bett und ins Wohnzimmer gezerrt, wo es aus einer Zimmerecke zischt und knallt und auch glüht, soweit ich das durch den stinkenden Pulverdampf zu erkennen vermag. Selber schlotternd drücke ich meine zitternden Kinder an mich und unter Schluchzen und Husten vernehme ich, daß sie alle Herrlichkeiten nochmals auf dem Tisch ausgebreitet und bewundert hätten. Und zuletzt wollten sie noch die Zündhölzer in den Schächtelchen zählen und entdeckten dabei eines, das gebrochen war. War dieses Hölzchen nicht gerade zu einem Probefeuerwerk geeignet? Doch die Wirkung muß zu groß und das Hölzchen zu klein gewesen sein: Es fiel auf den Tisch, entzündete dort ein Sönnchen, das seinen Weg über Raketen und Zuckerstöcke nahm, auf den Boden sprang, durch das Zimmer sauste und seinen Zauber in einer Ekke versprühte.

äußert sich in den verschiedensten Nuancierungen. Er kann vom mißbilligenden Stirnrunzeln über ein unwirsches «Muß das sein?» unter Umständen bis zur gesundheitlichen Störung reichen. Meist wird er nie direkt als «Ausgehverbot» formuliert. Er kann auch sehr unlogisch sein, wie etwa im Fall jener Graphikerin, deren Mann zwar voll damit einverstanden ist, daß sie ihren Beruf ausübt, der aber jedesmal furchtbar ärgerlich wird, wenn sie berufeshalber weg muß.

Gut gemeint?

Eine Frau hätte gerne mitgeholfen, als in einem Vorort der Stadt ein Kinderhütedienst organisiert wurde, wo die jungen Mütter für einen Nachmittag ihre Kleinen der Obhut von zwei oder drei Frauen anvertrauen konnten. Die Frau mußte ihr Angebot, beim Beaufsichtigen der Kinder mitzuwirken, zurückziehen. «Mein Mann hat gesagt, mir habe seinerzeit auch niemand die Kinder gehütet, er wolle nicht, daß ich mich jetzt für andere Leute abmühe.»

Das «Gutmeinen» ist häufig der Firnis, mit dem der Käfig der Frauen vergoldet wird. Da ist etwa jener Mann, der seiner Frau nicht gestattet, das Autofahren zu erlernen. «Es ist einfach viel zu gefährlich heutzutage. Ich hätte keine ruhige Minute, wenn ich dich auf der Straße wüßte!» — Gibt da wirklich ausschließlich Besorgnis den Ausschlag? Spielt nicht vielleicht der Gedanke mit, die Frau wäre dann beweglicher, es würde leichter für sie, wegzufahren, wann sie wollte?

Eine Frau, die eine ausgebildete Konzertstimme hat, wurde verschiedentlich gebeten, bei Konzerten mitzuwirken. Es hätte ihr Freude gemacht, doch sie stand davon ab, weil ihr Mann ihr eindringlich abgeraten hatte: «Tu das doch nicht! Das regt dich bloß auf, das ist viel zu anstrengend für dich!» — Es kann sein, daß der Mann recht hatte, daß die Frau ihre eigenen Kräfte überschätzt hätte. Vielleicht war ihm aber nur der Gedanke unerträglich, daß seine Frau sich mit etwas beschäftigte, das außerhalb seiner Welt lag.

Persönliche Freiheit

Geschieht es jedoch nicht auch oft, daß wir uns gar nicht einem effektiven sondern nur einem imaginären Wunsch des Mannes fügen? Daß uns unser seltsam tief verwurzeltes schlechtes Gewissen einen Streich spielt, das uns gern befällt, wenn wir einmal etwas zu unserem persönlichen Vergnügen tun und die Familie sich selbst überlassen?

Dieses schlechte Gewissen ist in den meisten Fällen deshalb unsinnig, weil es einem falschen Gefühl des Sich-opfern-Müssens entspringt. Jeder Mensch hat ein Anrecht auf persönliche Freiheit, und bei einer Frau erschöpft sich diese Freiheit nicht darin, daß sie frei bestimmen darf, zu welcher Stunde des Tages sie flickt und zu welcher den Garten gießt. Sie hat das Recht — oder mehr schon die Pflicht — ihre ganz persönlichen Interessen zu pflegen, und sie hat auch das Recht auf die nötige Bewegungsfreiheit, die sie dazu braucht. Daß sie dabei unter Umständen auch gewisse Kompromisse eingehen muß, versteht sich wohl von selbst.

Die sauren Trauben

«Ich habe doch nicht das leiseste Bedürfnis, etwas allein zu unternehmen!» höre ich manche Frau nun sagen, «mir ist es am wohlsten zu Hause». — Es sei mir ferne, Bedürfnisse zu wecken, wo keine vorhanden sind. Ich finde es selber auch nirgends so schön wie zu Hause. Nur wird mir das nie so deutlich bewußt, wie wenn ich von irgendwoher nach Hause komme. Ich glaube, man müßte immer wieder genau prüfen, ob dieses Nichtbestehen eines Bedürfnisses ehrlich ist. «Sie wären mir ohnehin zu sauer», sagte bekanntlich jener Fuchs in der Fabel von den Trauben, die er nicht bekommen konnte, weil sie ihm zu hoch hingen.

Es ist gar nicht immer so einfach, seine Rechte richtig zu brauchen. Sich stillschweigend fügen kann viel bequemer sein, als seine eigenen Wünsche zu verfechten. Wer sich einfach fügt, ist jeder Verantwortung enthoben: «Mein Mann will es halt so.» — Wer jedoch allzuviel sich fügt, verliert schließlich die Freude am eigenen Gestalten.

Die einsame Insel

Wenn sich mein Leben Tag für Tag in den gleichen vier Wänden abspielt, wenn diese Wände für mich «die Welt» schlechthin ausmachen, laufe ich Gefahr, den Sinn für die Proportionen zu verlieren. Probleme werden riesengroß, die, aus Distanz betrachtet, nicht halb so schlimm sind. Diese Distanz gewinne ich leichter, wenn ich mich von Zeit zu Zeit aus meiner gewohnten Umgebung herauslösen und etwas ganz anderes hören oder sehen oder tun kann.

Die meisten Männer sehen sich in ihrem Beruf täglich einer Vielfalt von Aspekten, Ansichten und Meinungen gegenüber. Die Frau, die nicht berufstätig ist, lebt naturgemäß viel isolierter. Vielleicht braucht sie diese Isolierung vorübergehend, etwa wenn die Ehe erst im Aufbau begriffen ist. Auf die Länge aber ist das Leben auf einer abgeschnittenen Insel höchstens in Romanen erträglich. Der lebendige Kontakt mit der Außenwelt gibt neue Ideen, andere Gedanken, frischen Schwung.

Man kann sich die nötige Bewegungsfreiheit heimlich erstehlen, wie etwa die erwähnte Graphikerin, die ihre Abwesenheit vor ihrem Mann stets geheimzuhalten versucht. Das dünkt mich ähnlich gemogelt, wie es meine Großtante mit den Haarbändern tat.

Ich glaube, die wenigsten Ehemänner schieben ihren Frauen bewußt und mit voller Absicht Riegel vor ihre persönlichen Interessen und Vorhaben. Ein Mann ist ja der Letzte, der ein Interesse daran haben kann, daß seine Frau neben ihm verkümmert. Er weiß vielleicht bloß nicht, daß für sie ein mit Freundinnen verschwatzter Abend etwas Befreiendes haben kann, und daß dies nichts an der Tatsache ändert, daß er ihr bester und liebster Gesprächspartner bleibt. Vielleicht benötigt es viel Zeit, großes diplomatisches Geschick oder manche Diskussion, um ihn davon zu überzeugen. — Dazu aber müßten wir zuerst selber im klaren sein über unsere Wünsche und Bedürfnisse.

Abenteuerlicher Alltag

Langsam finden wir den Schnauf wieder und die Kinder wollen erleichtert aufatmen. Doch sie kommen nicht dazu, denn in der Tür erscheint der Vater, der Lage und Sachverhalt überblickt. Wortlos entreißt er die Brandstifter dem mütterlichen Trost und erteilt ihnen väterlichen Zuspruch. Das neu anhebende Gebrüll steht dem ersten in nichts nach.

Dann lüften wir. Am andern Tag auch. Auf dem Boden bleibt ein schwarzbrauner Flecken zurück. C. B.

Der 5jährige Thomas ging verloren! Endlich fand ihn mein Mann beim Schulhaus, wo gegenwärtig umgebaut wird. Auf meine Frage: «So, bisch de Arbeiter ga zueluege?» sagt Thomas spontan: «Nei, äs sy nid Arbeiter gsy, sie hei dütsch gredt!» *I. U. in X.*

Beim Baden benutzen Bruder und Schwester das Badethermometer. Richard fragt plötzlich beim Betrachten des Thermometers: «Was heißt das Enfant?» Ich erkläre ihm, das sei französisch, worauf er prompt antwortet: «Ja, warum brönnts de d Franzose ender als üüs?» (Die Anschrift «Kinderbad» stand auf deutsch über und auf französisch unter dem Markierungsstrich!) *E. E. in K.*

Im Garten auf einem Stein sonnen sich zwei Eidechsli. Monika fragt, was die Tiere essen. «Würmli und Mücken», erkläre ich. – Einige Tage später legt sich nur ein Eidechsli an die Sonne, woraus Monika schließt: «Gäll, s ander isch go Würmli poschte.»

H. S. in E.